

Die Poetikdozentur für NEUE DEUTSCHE LITERATUR zeichnet Autor:innen aus, die in ihrem Schreiben die Realitäten einer postmigrantischen Gesellschaft beschreiben. Sie versteht sich damit als Beitrag zu einer Gesellschaft der Vielen.

Lena Gorelik war als erste Poetikdozentin im Literaturhaus Hannover und an der Leibniz Universität zu Gast. Ihre Texte sind ästhetisch komplexer Ausdruck einer Literatur, die nicht allein die Aufmerksamkeit für eine postmigrantische Wirklichkeit in Deutschland einfordert, sondern ebendiese in all ihrer Ambivalenz thematisiert. In einer ebenso dichten wie hinreißend erzählten Selbstbefragung reflektiert sie den Schreibprozess, den Aufbau von Beziehungen zu den eigenen Romanfiguren – und auch die Erwartungen des Publikums an eine migrantisierte Autorin, die Schwierigkeiten, Ich zu sagen, und auch einmal: Nein.

Lena Gorelik

Ich schreibe, weil ich, glaube ich, bin

Herausgegeben von Kathrin Dittmer,
Saskia Fischer und Matthias N. Lorenz

VERBRECHER VERLAG

Edition Poetikdozentur NEUE DEUTSCHE LITERATUR # 1

Herausgegeben von Kathrin Dittmer, Saskia Fischer
und Matthias N. Lorenz

Die Poetikdozentur NEUE DEUTSCHE LITERATUR
wird gefördert durch die VGH Stiftung

VGH  Stiftung

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2024
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag GmbH 2024
Druck und Bindung: CPI Clausen & Bosse, Leck
Satz: Christian Walter

ISBN 978-3-95732-578-5

Printed in Germany

Der Verlag dankt Luisa Heinemann und Anna Herbeck.

Inhalt

- 7 Lena Gorelik
Ich schreibe, weil ich, glaube ich, bin
- 59 Schreiben, während die Welt geschieht
Lena Gorelik im Gespräch mit Saskia Fischer
- 83 Matthias N. Lorenz
Neue Deutsche Literatur
Eine Poetikdozentur für eine Gesellschaft der Vielen
- 101 Kathrin Dittmer
Programm machen
- 109 Zu den Autor*innen
- 111 Die Poetikdozentur Neue Deutsche Literatur

Lena Gorelik

Ich schreibe, weil ich, glaube ich, bin

Ich schreibe, irgendwie, manchmal, jetzt, immer voller Zweifel. Ich weiß nie, ob ich vor dem Schreiben denke oder erst hinterher verstehe, was geschrieben ist. Ich lasse Worte los, gebastelte Sätze, in die Welt, damit sie gelesen werden, allein, zerbrechlich wie ich. Als hätte ich ein Zutrauen, ein Vertrauen in das, was ich schreibe; es fällt mir leichter zu sagen: zu schreiben versuche. Das fühlt sich sicherer an, so maße ich mir nicht zu viel an.

Ich könnte nie aufhören zu schreiben, ich wüsste nicht einmal, wie das geht. Dass es still im Kopf wäre, dass die Melodie ausbliebe, die mir die Worte diktiert, und was bliebe dann von mir übrig? Was wäre ich, wenn ich nicht, was ich beobachte, höre, spüre, nicht in Sätze übersetzen würde, wenn ich daraus keine Geschichten basteln würde, was täte sich sonst in meinem Kopf, was täte ich mit der Sprache? Würde sie verblassen, wäre sie nicht ständig neben mir, in mir, nähme sie mich nicht mehr an der Hand?

Ich schreibe, weil ich, glaube ich, bin. Ich zweifle an diesen Worten: Ist das verkitscht, ist das sinnentleert, einer Poetikvorlesung angemessen, wie viele haben das schon vor mir gesagt, wie verträumt? Ich zweifle, dass ich hier stehen sollte.

Ich lasse Worte los, einfach los. Auf Sie, auf jene, die sie lesen und hören mögen, ich spreche sie manchmal, zum Beispiel heute, laut. Zum Beispiel heute, zum Beispiel jetzt, zum Beispiel unsicher. Darf ich, kann ich? Ich hatte mir vorgenommen, unbedingt einen guten ersten Satz für diesen Text zu finden, der eine Vorlesung werden sollte, aber für mich blieb er einfach ein Text. So wie alles, was ich schreibe, ein Text ist und es andere sind, die eine Gattung darüber legen, Roman, autofiktionaler Roman oder autobiographischer Roman, als könne man den fiktionalen Anteil mit einem Lineal vermessen, Essay, Geschichte, aber ich, ich warte einfach, bis ich diese Stimme hören kann, die Melodie. Bis ich nur noch zu tippen brauche, was die Stimme diktiert, Worte, Töne, Zwischentöne, Pausen, Lücken, den Text.

Texte, so sagt man, brauchen immer einen guten ersten Satz, also gab ich mir außerordentlich Mühe, einen guten ersten Satz für diesen Text über die Dichtkunst zu finden; einen guten letzten im Übrigen auch, aber für den habe ich zum Glück noch Zeit.

Die Zeit: Sie entrinnt mir, und ich meine nicht die Tage, in denen ich diesen Text erarbeite, suche, nicht finde, in denen ich das Schreiben verweigere, in denen ich tippe, umschreibe, auseinanderschneide, zusammenfüge, ergänze, streiche, von vorne beginne. Die Zeit entrinnt mir, die Zeit, in der ich etwas sagen könnte. Die letzten Sätze sind einfacher als die ersten; der letzte Satz kommt beinahe wie ein Triumph. Als hätte ich jemanden bezwungen, vermutlich mich selbst. Die letzten Sätze sind die Belohnung für alles, für jeden Moment des Zweifels, für alle entronnene Zeit, für das, was ich von mir hergebe, für das, was ich nie wieder für mich allein haben werde. Ich hatte erst »man« geschrieben, »für das, was man von sich hergibt«; es fällt mir schwerer, »ich« zu schreiben, weshalb ich Schreibende übergreifigerweise zu kollektivieren versuche. Obwohl ich doch hier stehe, um gewissermaßen über mich zu sprechen. »Gewissermaßen«, auch das füge ich noch ein; zumindest um über meine Poetik zu sprechen, und ich weiß, dass ich, wenn ich über meine Poetik, über mein Schreiben, über den Denkprozess, über die Zweifel, über die Genese, über die Texte spreche, mich selbst nicht werde weglassen können; in jedem Satz steckt immer, leider, unwiederbringlich, zum Glück ein Ich. Obwohl die größte Angst die ist: mich selbst in den Mittelpunkt zu stellen.

Sagt sie so, und dann schreibt sie autofiktionale Romane, dann schreibt sie Essays, in denen sie selbst vorkommt, in denen sie eigene Erfahrungen und Beobachtungen als Ausgangspunkt nimmt. Sagt sie so, weiß genau um den Schmerz, den Ambivalenz produziert.

Meinen letzten Roman habe ich mit dem Wort »Ich« begonnen, könnte ich sagen. Obwohl das, genau genommen, nicht stimmt. Ich habe ihn mit dem Wort »я« begonnen, was »Ich« auf Russisch bedeutet, was, genau genommen, auch nicht stimmt. So beginnt der Roman, aber ich habe ihn an einer ganz anderen Stelle begonnen, und die Stelle, an der ich ihn begonnen habe, ist nicht mehr Teil des Romans. Sie ist aussortiert worden, die als Erstes getippten Sätze taugen meistens nichts. Die ersten Sätze, die ersten Seiten, die ersten Monate, die ersten Konzepte taugen nichts, noch nicht einmal die ersten Zweifel, nicht einmal die machen Sinn. Wie frustrierend es ist zu wissen, dass die ersten getippten Seiten im Mülleimer landen, so frustrierend. Deshalb ist die Spülmaschine in den ersten Wochen und Monaten immer ausgeräumt, und die Legosteine meiner Kinder waren zu ihrem Entsetzen auch mal nach Farben sortiert. Ich sortierte Legosteine nach Farben, weil die Worte sich weigerten, von mir sortiert zu werden. Sie wussten, dass ich nur probiere, dass ich noch gar nicht am Schreiben bin.

Die ersten Konzepte taugen nichts. Ich dachte zum Beispiel, es wäre interessant, diesen Text mit einem »Wir« zu beginnen. Weil der letzte Roman mit einem »ich« begonnen hatte und weil ich meinte, es könnte charmant sein, das Nachdenken über das eigene Schreiben, den ersten langen Text nach diesem Roman mit einem »Wir« fortzusetzen. Dass es wichtig sei, über das »Wir« nachzudenken, in diesen Zeiten, in dieser Gesellschaft, in der es viel zu häufig vergessen wird. Ich dachte zudem, dass das »Wir« gut zu der Ausschreibung dieser Poetikdozentur passe, »Neue deutsche Literatur«, »divers und postmigrantisch«. Ich dachte, ich könnte über ein neues, selbstbewusstes, intersektionales »Wir« sprechen, das Literatur erweitert, das nicht ausschließt. Aber ein guter erster Satz, der mit einem »Wir« beginnt, ließ sich trotzdem nicht finden, was mich daran erinnerte, dass ich das Schreiben stets mit einem Konzept beginne, mit einer Struktur, an der ich mich festhalte, als könnte ich nicht schwimmen, ich klammere mich an den Beckenrand eines Konzeptes. Ich wollte zum Beispiel im Roman »Mehr schwarz als lila« jedes Kapitel mit einer Zeile aus Paul Celans »Todesfuge« beginnen, weil es im Roman um Erinnerungskultur geht, weil ich immer nach anderen schreibe, die bereits geschrieben, bereits ergründet, bereits formuliert haben, weil ich nie alleine